

## Aus dem Inhalt:

Die keinen Tröster haben

Lichtblicke

Fahrlässigkeit

Eine Menge dazugelernt  
(Neues vom Templeraustausch)

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

# Die keinen Tröster haben

Brigitte Hoffmann

## **Die Verzweiflung des »Predigers« über die Vergeblichkeit des Lebens**

*»Ich sah alles Unrecht an, das unter der Sonne geschieht, und siehe, da waren Tränen derer, die Unrecht litten und keinen Tröster hatten. Und die ihnen Gewalt antaten, waren zu mächtig, so daß sie keinen Tröster hatten. Da pries ich die Toten, die schon gestorben waren, mehr als die Lebendigen, die noch das Leben haben. Und besser daran als beide ist, wer noch nicht geboren ist und des Bösen nicht innewird, das unter der Sonne geschieht.«*

Auf den ersten Blick ist das ein befremdlicher, ja erschreckender Text. Er beschreibt die Vergeblichkeit menschlichen Müehens und die Ungerechtigkeit des Geschehens, er preist die Toten über die Lebenden, und er bietet vordergründig keinen Trost, auch nicht für die Frommen.

Damit steht er im Widerspruch zu dem, was wir im allgemeinen als die *frohe* Botschaft der Bibel ansehen. Er enthält sogar in sich selbst Widersprüche. Wie kommt ein solcher Text in die Bibel und hat er uns überhaupt etwas zu sagen?

Der Text steht im Buch »Prediger«. Ein solcher Prediger war ein Mann, der vor Gemeinden oder auch in kleineren philosophischen oder religiösen Versammlungen redete und lehrte. Dieser Prediger lehrte wohl im 3. Jahrhundert v. Chr. Zu dieser Zeit war Judäa eine Provinz des griechischen Ptolemäerreichs. Hellenistische Lebensweise und hellenistisches Denken drangen ins Land ein, der alte Glaube galt nicht mehr so unangefochten wie früher. Wichtiger noch: die große Zeit der Propheten war vorbei. Ihre große Verheißung des Gottesreichs, die alle auf die Rückkehr aus dem Exil bezogen hatten, war nicht in Erfüllung gegangen. Die Rückkehr war zwar erfolgt, und alle hatten darin das direkte Walten Gottes gesehen. Aber sie hatte nicht zu einem neuen Großreich Israel und erst recht nicht zu einem Gottesreich des Friedens und der Gerechtigkeit geführt, sondern in Armut und dann in neue Fremdherrschaft.

Zugleich brachte der Hellenismus den Beginn des individualistischen Denkens. Noch bei den Propheten hatte das Heilsversprechen Gottes dem Volk Israel gegolten, nicht dem Einzelnen. Jetzt aber begannen die Menschen sich als Individuen zu fühlen, die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes auf sich selbst und ihr eigenes Leben zu beziehen – und das führte unweigerlich zum Konflikt, zum Widerspruch mit der erlebten Realität. Am eindrucklichsten spiegelt sich das in dem in der gleichen Periode (100 Jahre früher) entstandenen Buch Hiob.

Und genau dieser Zwiespalt spiegelt sich auch in unserem Text. Der Prediger gibt sich nicht zufrieden mit dem überlieferten Glauben an die Güte und Gerechtigkeit Gottes. Er ist skeptisch, er sieht den Widerspruch zu der Realität, die ihn umgibt, und er spricht ihn offen aus. Das heißt nicht, daß er seinen Glauben an Gott aufgibt, aber er sucht nach einem Gottesbild, das mit dieser Realität in Ein-

klang zu bringen ist.

Mit dieser Haltung, dem Suchen nach einem Glauben, der nicht in einen Widerspruch zur Realität führt, steht der Prediger uns Heutigen nahe, vielleicht näher als manche bekannteren Schriften des Alten Testaments, die erfüllt sind vom unbedingten Glauben nicht nur an Gott, sondern an sein direktes Eingreifen in die Geschichte – einem Glauben, den wir so heute nicht mehr teilen können. Und ich denke, daß gerade deshalb dieser Text uns etwas zu sagen hat.

Der Text spricht von den Tränen derer, die Unrecht leiden, die keinen Tröster haben. Es sind Menschen, die ihnen Gewalt antun – die Mächtigen –, aber in der Klage, daß sie keinen Tröster haben, schwingt noch etwas anderes mit, auch wenn es nicht deutlich ausgesprochen wird: Gott läßt das alles geschehen – auch *Gott* tröstet sie nicht. Das klingt ganz anders als Psalmworte wie »*Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln*«. Und wenn in dieser ersten Aussage noch offen bleibt, ob die, die Unrecht leiden, einige wenige, die Mehrheit oder alle sind, so scheint das Folgende ein Verdammungsurteil über die ganze Weltordnung zu sein: die Toten sind besser daran als die Lebenden, nicht, weil es nach dem Tod ein besseres Leben gäbe, sondern weil Leben nur Leiden und Unrecht bedeutet, so daß es am besten wäre, gar nicht geboren zu werden.

Entspricht das unserem Empfinden? In dieser radikalen Form wohl kaum. Aber es ist vielleicht gut, wenn wir uns klar machen, daß diese Klage des Predigers einen ganz realen Hintergrund hatte. Mit dem Hellenismus breitete sich immer mehr die Geldwirtschaft aus. Die Steuern mußten in Geld bezahlt werden, aber viele der kleinen Bauern, die kaum mehr als Selbstversorgungswirtschaft betrieben, hatten keines. Sie mußten es sich leihen, und da sie es meist nicht zurückzahlen konnten, wurden sie zu Knechten oder Sklaven der Reichen, eben der »Mächtigen«. Es vollzog sich ein wirtschaftlicher und sozialer Wandel, der viele ins Elend stürzte. Die »Mächtigen«, die davon profitierten, wurden als die Schuldigen angesehen, dabei geschah das alles legal und war wahrscheinlich unabwendbar.

So unabwendbar wie heute die technische Revolution, die Millionen arbeitslos macht. In dieser Hinsicht ist unsere Situation mit der damaligen durchaus vergleichbar. Und wenn wir an andere Probleme denken, die nicht vergleichbar sind – an Klimawandel und Bevölkerungsexplosion, an marode Staatsfinanzen und wachsenden Konkurrenzdruck etwa –, so haben vielleicht manche von uns Älteren schon ab und zu gedacht oder unbestimmt gefühlt: ich bin froh, daß ich mich nicht mehr herumschlagen muß mit all dem, was daraus entsteht. Das ist zwar nicht dasselbe wie die schwarze Verzweiflung des Predigers, die die Toten glücklich preist vor den Lebenden, aber es geht in die gleiche Richtung.

Aber es geht dem Prediger gar nicht nur um das Elend, es geht ihm um die *Ungerechtigkeit*, um die Menschen, die *unschuldig* leiden, die sich mühen und keinen Gewinn davon haben. Und vor allem geht es ihm um *Gott*. Er zweifelt nicht an Gott – aber er verzweifelt fast an ihm. Er kann nicht darüber hinwegsehen, daß die Welt voller Leiden und Unrecht ist – aber wie paßt das zu einem Gott, wie ihn

die Psalmen schildern, wie Israel ihn glaubte: der allmächtig ist, weise, gütig und gerecht?

Und das ist eine Frage, die wahrscheinlich jeder von uns sich schon einmal oder oft gestellt hat, vielleicht nicht mit dem Verstand, aber mit dem Herzen: warum werden die einen geschlagen mit allem denkbaren Unheil, und die andern fast ganz verschont? Warum werden Unschuldige ermordet, gefoltert, vertrieben? Und selbst wenn wir nüchtern genug sind, *Gott* nicht verantwortlich zu machen für das, was *Menschen* einander antun, so bleibt noch genug übrig, was *nicht* von Menschen kommt. Ich weiß noch, wie ich im ersten Nachkriegswinter, 14jährig, durch zerbombte Straßen lief und *Gott* verzweifelt fragte, warum er gerade diesen Winter, in dem so viele kein Obdach, nichts zu heizen und fast nichts zu essen hatten, so entsetzlich kalt und so entsetzlich lang werden ließ. Natürlich bekam ich keine Antwort. Man kann die Naturgesetze bemühen oder die Schuld der Menschen – für die Verzweiflung ist das keine Antwort.

Warum läßt *Gott* das zu? Das ist die Frage des Predigers, auch wenn er sie so nicht ausspricht. Und das hat mich an diesem Text fasziniert und macht ihn für mich auch nach über 2000 Jahren noch aktuell: wie hier ein Mensch sich bemüht, nüchtern und ohne zu beschönigen, sein Gottesbild in Einklang zu bringen mit dem, was er sieht. Was sieht er?

»*Er hat alles schön gemacht zu seiner Zeit*« heißt es an einer Stelle in seinem Buch. Damit kann die wunderbare Ordnung der Schöpfung gemeint sein oder, bibelgetreu, das Paradies vor dem Sündenfall oder auch eine »gute alte Zeit«, in der die Verhältnisse in Juda noch gerechter waren. In jedem Fall ist es ein Gegenbild zum jetzigen sozialen Zustand. Es ist nicht, wie wir heute geneigt sind zu interpretieren, eine Art Rechtfertigung Gottes. »Zu seiner Zeit«: Zeit ist für den Prediger von *Gott* gesetzte Zeit, wenn die Jetztzeit für ihn nicht mehr »schön«, nicht mehr in Ordnung ist, dann kann auch das nicht *ohne* den Willen Gottes geschehen sein. Eine Rechtfertigung Gottes kann und will er nicht geben, denn – das ist seine Grunderkenntnis –: »*daß der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das *Gott* tut, weder Anfang noch Ende*«.

Und das gilt *für uns* genauso. Wir glauben manchmal den Sinn zu erkennen in dem, was uns von *Gott* zufällt, und das sind beglückende Erlebnisse. Sie sind wahr, aber es ist eine subjektive Wahrheit, gültig für den, der sie erlebt. Aber es läßt sich daraus kein allgemeines System machen. Ich will nur ein Beispiel nennen: Gebetserhörungen. Es gibt objektiv belegte Beispiele dafür, und viele werden ihre subjektiven haben, aber daraus abzuleiten, daß alle Gebete erhört werden, oder eine Regel aufzustellen, unter welchen Umständen sie erhört werden, wäre Torheit: nicht nur widerlegt durch die Realität, sondern auch zutiefst erschreckend: für wieviel widersinnige und sich widersprechende Dinge haben Menschen nicht schon gebetet!

»*Der Mensch kann nicht ergründen das Werk, das *Gott* tut.*« Damit müssen wir uns abfinden. Und das ist gut so. Denn eine Welt, die wir mit unserem begrenzten Verstand ergründen könnten, wäre armselig. Unsere Erkenntnisse sind immer

Teilerkenntnisse, und sie können sich morgen schon als eng bedingt oder falsch erweisen.

Es bleibt die Frage – für den Prediger wie für uns –, wie wir zurechtkommen sollen mit einer Welt, deren Sinn wir nicht erkennen können. »*Da merkte ich, daß es nichts Besseres dabei gibt, als fröhlich zu sein und sich gütlich tun in seinem Leben.*« Das klingt zunächst nach einer Absage an alle Religion: Esset und trinket, denn morgen sind wir tot! So ist es aber nicht gemeint. Denn es geht weiter: »*Denn ein Mensch, der da ißt und trinkt und hat guten Mut bei all seinen Mühen, das ist eine Gabe Gottes.*«

Das heißt zunächst: alles, was wir gebrauchen und genießen, kommt von Gott. Die Menschen damals sahen noch zu, wie Sonne und Regen ihre Nahrung wachsen ließen, und waren von diesem Wachsen auf Gedeih und Verderb abhängig – sie erlebten noch unmittelbar, daß alles von Gott kam. Wir, die wir im Supermarkt einkaufen und dort immer Brot finden, auch wenn die Ernte schlecht ausfiel, vergessen es leicht. Wir sollten uns daran erinnern lassen.

Aber dem Prediger geht es nicht nur um das tägliche Brot, sondern um eine inhere Haltung. Diejenigen, die mit Gott leben, können fröhlich sein, auch in allen Mühen. »*Denn dem Menschen, der Gott gefällt, gibt er Weisheit, Verstand und Freude*« – der Prediger sieht Gottes Wirken in denen, die sich freuen an Gottes Gaben, an dem, was sie genießen können, die nicht jammern um das, was sie *nicht* haben, und sich sorgen um das, was sie *verlieren* könnten. Ich denke, das ist etwas, was auch wir uns gesagt sein lassen sollten.

Aber auch das ist dem Prediger nicht genug. Er kommt nicht los von dem Gedanken an die Leidenden, er sucht nach einer Antwort auf die Frage nach dem Leid. Er findet eine, aber er sagt sie sehr vorsichtig. Bisher hieß es: »*ich sah*«, und er teilt mit, was er gesehen hat, als Tatsache. Jetzt sagt er: »*Ich sprach in meinem Herzen*« – er gibt eine Erklärung, aber er maßt sich nicht an, diese seine Erklärung als den Willen Gottes auszugeben. Sie heißt: »*Es geschieht wegen der Menschenkinder, damit Gott sie prüfe und sie sehen, daß sie selber sind wie das Vieh ... wie dies stirbt, so stirbt auch der Mensch.*«

»*Damit Gott sie prüfe*« – was heißt das? Auch bei uns sprach man früher von Epidemien, Kriegen, Notzeiten als von Prüfungen Gottes. Dahinter stand wohl die Vorstellung einer Prüfung im Hinblick auf ein zukünftiges Jüngstes Gericht. Das meint der Prediger nicht, – sagt er doch im gleichen Atemzug, daß der Mensch stirbt wie das Vieh. Es geht um das *gegenwärtige* Leben: Wie reagiert der Mensch, wie bewährt er sich unter einer schweren Belastung? Es wird nichts darüber gesagt, ob die Prüfung Folgen hat, ob es eine Belohnung gibt, wenn der Mensch sie besteht. Vor einer so eindeutigen Aussage über das Handeln Gottes scheut der Prediger zurück; die steht einem Menschen nicht zu. Trotzdem glaubt er in dieser Prüfung eine mögliche Erklärung, d.h. eine mögliche Rechtfertigung für das Leiden zu sehen. Können wir das nachvollziehen?

Ich denke schon. Aber wir sollten statt Prüfung vielleicht besser *Herausforderung* sagen. Not – Krankheit, eigene Veranlagung, äußere Umstände oder Probleme

me mit unseren Nächsten, auch die Erfahrung eigener Schuld – all das sind Situationen, die uns herausreißen aus dem Netz von Gewohnheit und Geschäftigkeit, in dem wir uns normalerweise bewegen; es kann sein, daß sie Kräfte in uns freimachen, die wir uns nie zugetraut hätten; daß sie uns helfen, ein neues Verhältnis zu Gott zu suchen und zu finden; uns dazu zwingen, uns anderen zu öffnen, weil wir ihre Hilfe brauchen, und ihnen dadurch näher zu kommen. Notsituationen können ganz verschieden sein und unsere Reaktionen darauf auch. Immer aber können sie uns das Tor zu Erfahrungen öffnen, die wir unter einfacheren Bedingungen nie gemacht hätten.

Allerdings: das *kann* so sein. Es *muß* nicht so sein. Wir alle wissen, daß es Menschen gibt, die im Leid verbittert werden und sich zuschließen; und andere, die, trotz allen Bemühens, an ihrer Not zerbrechen, körperlich oder seelisch. Und wir wissen nicht, warum das so ist. Wir müssen uns zufrieden geben mit der Erkenntnis des Predigers, »*daß der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.*«

Dennoch gibt es einen Trost. Der Prediger ahnt ihn, aber er wagt nicht, ihn ernstzunehmen, denn es gibt keine Gewißheit, und er will sich nur auf das einlassen, was er sehen und erkennen kann. An einer Stelle in unserem Text heißt es: »*Auch hat er (Gott) die Ewigkeit in ihr Herz gelegt.*« Gott hat den Menschen ein Gefühl dafür gegeben, daß in uns etwas ist, was über den Tod hinausreicht, eine Ahnung davon, eine Sehnsucht danach. Mehr wagt der Prediger nicht zu sagen, weil das etwas ist, was er *nicht* sehen und erkennen kann.

Ich habe an dem Text des Predigers zu zeigen versucht, wie ein Mensch sich um einen ehrlichen Glauben bemüht, und wie seine Fragen weitgehend auch die unsrigen sind. Ich möchte schließen mit dem Punkt, in dem wir über die Antworten des Predigers hinausgehen dürfen: »*Gott hat die Ewigkeit in ihr Herz gelegt.*« Für den Prediger ist das der Funken einer Hoffnung, der er nicht zu trauen wagt. Für uns ist es *mehr*.

Jesus hat uns gelehrt, in Gott den *Vater* zu sehen, der uns annimmt, jeden einzelnen von uns. Das bedeutet, daß unser Leben vor Gott einen Sinn hat. Und damit findet auch die Frage des Predigers nach dem Sinn des Leidens eine weiterreichende Antwort. Wir vertrauen darauf, daß das, was wir leiden und das, was wir lernen, eben nicht umsonst ist, sondern Frucht bringt, im Hier und Jetzt, aber auch über den Tod hinaus. *Wie* das geschieht, können wir nicht ergründen, und wir können auch nicht wissen, *daß* es so ist. Aber wir vertrauen darauf.

Dieses Vertrauen ist es, das uns schützt vor dem verzweifelten Pessimismus des Predigers. Es hilft uns zu leben, es kann uns helfen, Leiden nicht nur zu ertragen, sondern als mögliche Stufe unserer Entwicklung zu akzeptieren. Es kann uns die Fröhlichkeit schenken, von der der Prediger sagt, daß sie eine *Gabe Gottes* ist.

*(aus einer Gottesdienst-Ansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 18. März 1996)*

*Textstellen: Kohelet (Prediger) 4, 1-3; 3,9-13; 2,24-26; 3, 18-22*

## Lichtblicke

I. Vor Jahren fuhren meine Freundin, meine Schwägerin und ich zusammen zu einer Veranstaltung. Da wir alle drei gern reden, herrschte unterwegs eine lebhaftere Unterhaltung. Als wir an eine Kreuzung mit roter Ampel kamen, stoppten wir natürlich und unterhielten uns fröhlich weiter. Nach einiger Zeit stand plötzlich ein Mann an meinem Wagenfenster und sagte zu mir: »Next time the green light comes on, just let her go, my dear« (Wenn die Ampel das nächste Mal auf Grün schaltet, dann lassen Sie doch bitte den Wagen einfach losfahren, meine Liebe).

II. Mein früherer Chef war ein sehr höflicher, gütiger, aber etwas unpraktischer Professor. Wenn er mit seiner Frau ausfuhr, saß immer sie am Steuer. An die Uni konnte er oft mit meiner Kollegin fahren, die in seiner Nähe wohnte. Ab und zu nahm jedoch auch er sie mit. Als dies einmal der Fall war, mußten sie an einer Kreuzung Halt machen. Auch Wagen aus der Querrichtung hielten an. Nach einer kurzen Wartezeit sagte der Professor zu meiner Kollegin: »Alma, would you mind getting out and asking the driver over there which way he wants to go?« (Alma, würdest du bitte aussteigen und den Fahrer da drüben fragen, in welche Richtung er will). *M.K., Australien*

*Unter dem Titel »Lichtblicke« veröffentlicht die »Warte« kleine Erlebnisberichte, die uns von Lesern zugesandt werden und in denen von Begegnungen mit Menschen die Rede ist, die sich anders verhalten haben als wir es normalerweise gewohnt sind. Wer ähnliche Beobachtungen gemacht hat, ist eingeladen, sie der Schriftleitung zur Verfügung zu stellen.*

## Fahrlässigkeit

Wie oft hören wir in den Tagesnachrichten, daß jemand »fahrlässig« gehandelt habe. Damit ist gemeint, daß derjenige es »an gebotener Vorsicht, Aufmerksamkeit, Besonnenheit fehlen ließ«, wie es der »Große Duden« formuliert. Er war »trotz Gefahr unachtsam, nachlässig«. Sein Handeln hat an seiner Umgebung oder an den Mitmenschen Schaden verursacht. Dabei kann es sich um geringfügige Schäden handeln, wenn man etwa durch unvorsichtiges Fahren ein Verkehrsschild beschädigt, aber es kann auch zu Katastrophen kommen, wie in jüngster Zeit zu erleben war. Da ist ein Fährschiff auf der Ostsee mit Hunderten von Menschen untergegangen, weil eine der Schiffsklappen durch Fahrlässigkeit nicht ausreichend gesichert war. Da ist ein mit über hundert Passagieren gefülltes Düsenflugzeug vor der Dominikanischen Republik ins Meer gestürzt, weil offenbar

einige Instrumente fahrlässigerweise nicht gewartet worden waren. Da sind 18 Menschen in der Abfertigungshalle des Düsseldorfer Flughafens durch Rauchvergiftung ums Leben gekommen, weil Bauarbeiter mit ihren Schweißbrennern aus Fahrlässigkeit Kabel in Brand steckten.

Es sind dies erschreckende Berichte, zumal wenn man davon ausgeht, daß jedem von uns, ohne daß wir es ahnen und etwas dagegen tun können, etwas ähnliches zustoßen kann. Die Statistik beweist es in Tausenden von Fällen: wenn sich irgendwo in unserer zivilisierten Welt Unfälle und Katastrophen ereignen, dann ist in den meisten Fällen Fahrlässigkeit im Spiel.

Bei der Verurteilung fahrlässigen Handelns ist natürlich zu berücksichtigen, daß viele Menschen heutzutage durch die starke Vernetzung und den hohen Technisierungsgrad des wirtschaftlichen Gefüges oft gar nicht mehr beurteilen können, welche Auswirkung ihre individuelle Tätigkeit haben kann. Wenn zum Beispiel – wie oft zu hören ist – Fahrzeughersteller eine ganze Serie von Autos in die Werkstatt zurückrufen, weil irgendwo für ein Einzelteil ein falsches Material verwendet worden ist, dann konnte der Arbeiter, der dieses Einzelteil am Fließband montierte, sicher nicht wissen, daß er mit seiner Montage Unheil beim Fahrzeugkunden anrichten würde. Das Einzelteil wurde ja auch nicht vom Arbeiter selbst, sondern von einem Zulieferbetrieb hergestellt, der nach Angaben des Autoherstellers produziert und seinerseits ebensowenig in der Lage ist, im Endeffekt die Auswirkungen des Erzeugnisses abzuschätzen.

Da in der Massenproduktion fast jeder Beteiligte nur einen kleinen Ausschnitt des ganzen Herstellungsvorgangs sieht, ist er überfordert, wenn man von ihm eine größere Sorgfalt zur Schadensverhütung fordern würde. Eine solche Sorgfalt müßten schon eher die Betriebsleiter und Planungsingenieure an den Tag legen. Es wäre ein Gebot der Zeit, daß nicht nur die Großkonzerne, sondern auch die kleinen und mittleren Betriebe eine »Technikfolgeabschätzung« vornehmen, also vor Aufnahme einer Produktion abwägen, welche Folgen ihr Handeln unter Umständen haben kann.

Doch auch wenn der Mensch des technischen Zeitalters viele Zusammenhänge im komplexen Wirtschaftsgefüge nicht überblicken kann, bleiben noch genügend Situationen im Alltag übrig, in denen er sehr wohl um die Auswirkung seines Handelns weiß und es trotzdem an der erforderlichen Sorgfalt und Vorsicht fehlen läßt. Ich werde das Gefühl nicht los, daß viele Menschen fahrlässiges Verhalten als durchaus entschuldbar ansehen, als eine notwendige Folge ihrer jeweiligen Arbeit. Wie oft hört man die Bemerkung, »das könne doch mal vorkommen«, das solle man doch nicht dramatisieren. Wo früher sehr genau auf penibles Einhalten von Regeln und Vorschriften geachtet worden ist, macht sich heute Schlampern und Schludern breit. Nicht ohne Grund wurde vom Gesetzgeber eine erweiterte Haftpflicht für die Herstellung von Gebrauchsgütern eingeführt. Der früher so glanzvoll strahlende Qualitätsbegriff ist vielfach zur nichtssagenden Floskel verkommen.

Hat nicht vielleicht die fortschreitende Lockerung der Beziehungen zwischen den Menschen etwas mit dieser schwindenden Sorgfalt zu tun? Wenn es mir an



Bindungen zu anderen Menschen mangelt, geht auch meine Rücksicht ihnen gegenüber verloren. Wenn ich bei der Anfertigung eines Spiel- oder Sportgeräts nicht mein eigenes Kind vor Augen habe, werde ich das Gerät vielleicht nicht auf größtmögliche Sicherheit hin ausrichten.

Fahrlässigkeit hat in meinen Augen etwas mit Lieblosigkeit zu tun. Ein gutes Zusammenleben von Menschen ist nur dann gewährleistet, wenn das Handeln eines jeden einzelnen »dem andern zuliebe« erfolgt. Wenn ich einen Haß auf die Menschen habe, wenn ich anderen bei jeder Gelegenheit Böses unterstelle, wenn ich mit Widerwillen an meine Arbeit gehe, dann kann kein Segen von mir auf andere ausgehen. Es ist also grundsätzliche Vorbedingung einer jeglichen Tätigkeit meinerseits, daß ich mit meinen Mitmenschen »ins reine komme«, daß ich meine Arbeit so ausführe, wie ich sie selbst auch von anderen erwarten würde. Das wäre dann echte »Nächstenliebe«.

## Eine Menge dazugelernt

*Mitte März ist unser diesjähriger Stipendiat im Deutsch-Australischen Tempeleraustausch von seinem Aufenthalt in den australischen Tempelgemeinden wieder nach Stuttgart zurückgekehrt. Wir haben ihn gebeten, seine Eindrücke und Erlebnisse in einem »Warte«-Beitrag niederzuschreiben und damit vielleicht auch andere seines Alters zur Bewerbung zu motivieren.*

Drei Monate vor dem Beginn meines Austauschprogramms traf ich im letzten Jahr zusammen mit meinem Bruder Fabian in Australien ein. Diese drei Monate vor Anfang meines Stipendiums wollte ich dazu nutzen, meine Reiselust zu befriedigen, und um an der Hochzeit unserer Verwandtschaft, Harald und Christine Ruff, teilnehmen zu können.

Früh am Morgen wurden wir von Heinz Arndt am Flughafen in Melbourne abgeholt. Um von Melbourne nach Bayswater zu kommen, brauchten wir etwas länger als erwartet, da wir unterwegs eine kleine Autopanne hatten. Letztendlich haben wir es dann doch noch geschafft. Nach ein bißchen Schlaf besuchten wir die Templerhalle in Bayswater, wo wir noch ein wenig bei den Vorbereitungen für die Hochzeit halfen.

Die Hochzeit war sehr beeindruckend, da wir noch nie zuvor eine so traditionelle deutsche Hochzeit gesehen hatten, und das auch noch in Australien. Ein paar Tage nach der Hochzeit begann dann unsere Rundreise. Wir flogen erst nach Perth, dann nach Broome und von dort weiter nach Alice Springs, wo wir den Ayers Rock bestiegen. Anschließend flogen wir nach Sydney, wo wir unsere Verwandtschaft Günther Arndt, den Bruder von Heinz Arndt, besuchten.

Zwei Wochen später reiste ich allein weiter und fuhr von Sydney nach Cairns und Cape Tribulation. Die Fahrt war wunderbar, und unterwegs wurde mir sogar Wellenreiten beigebracht. Das Ergebnis davon war, daß ich mit einem Surfboard aus Australien zurückkam. Ein ebenso faszinierendes Erlebnis war es, die Unterwas-

serwelt am Great Barrier Reef bei einem einwöchigen Tauchkurs zu bewundern. Doch ich war natürlich rechtzeitig wieder zum Beginn meines Austauschprogramms zurück in Melbourne.

Das Austauschprogramm begann mit der Weihnachtsfeier in Bayswater. Einen Tag später ging ich mit der Jugendgruppe zum »Senior Camp« (Ferienlager für ältere Jugendliche) und zwei Wochen darauf zum »Watersports Weekend«, wo mir Wasserskifahren beigebracht wurde. Überhaupt war ich sehr überrascht, wie die Jugendgruppe dort ihre eigenen Freizeiten organisiert. Sie veranstalten sogar mehrmals im Monat sogenannte »Committee Meetings«, in denen sie untereinander alles be- und absprechen. Sie organisierten das ganze Sommerfest, an dem ich mich zusammen mit unserem Austauschstudenten Robin Rudolf der Gemeinde vorstellte.

Teil des Austauschprogramms war ebenfalls, einen Englischkurs zu besuchen. So war mein Terminkalender gefüllt und ich hatte immer etwas zu tun. Und wenn ich doch mal etwas Zeit hatte, so gab es immer einige Tätigkeiten, wie z.B. bei der Herstellung des »Templer Record« zu helfen oder an einem Gottesdienst mitzuwirken. Nach dem Englischkurs arbeitete ich fünf Wochen lang im Altersheim der Tempelgesellschaft und im Pflegeheim TABULAM.

Im Pflegeheim führte ich eine Untersuchung durch, über die ich vielleicht in einem späteren Artikel ausführlich berichten werde, zudem half ich beim Füttern der Pflegepatienten mit. Im Altersheim war ich mehr mit verwaltungstechnischen Arbeiten betraut und bearbeitete verschiedene Projekte wie z.B. ein Feuer-Notfall-Programm und Untersuchungen zu einem Sicherheitssystem. Alles in allem war meine Arbeit sehr interessant und ich habe viel dazugelernt, was mir später vielleicht von Nutzen sein kann.

Durch das Austauschprogramm lernt man eine Menge. Auch richtiges Urschwäbisch konnte ich mir dort aneignen. Außerdem hätte ich nie geglaubt, daß die Tempelgesellschaft in Australien eine so große Gemeinde ist. Ebenso groß war auch die Freundlichkeit, mit der man mich immer und überall aufnahm und begrüßte. Besonderer Dank gilt meinen Gastfamilien Dorothea Franz, Margaret und Dieter Imberger, Monika und Geoff McCallum und natürlich meinen Verwandten Ingeborg und Heinz Arndt, die mir eine fast zu familiäre Atmosphäre boten und mir den Abschied nicht leicht machten. Ein großes Lob gebührt Irene Bouzo, die meinen Aufenthalt in Australien perfekt organisierte und die mir auch sonst eine große Hilfe war. Vielen Dank auch an alle, die mich während des Stipendiums zu vielen wunderbaren Ausflügen einluden.

Abschließend muß ich sagen, daß ich das Austauschprogramm sehr empfehle. Es erleichtert es vor allem der jüngeren Generation, eine Verbindung zur Geschichte der Tempelgesellschaft zu finden. Vielen Dank für die wunderbare Zeit, und vor allem soll ich noch viele Grüße von der australischen Gemeinde ausrichten. Wenn ihr mehr über meine Zeit in Australien wissen wollt, dann fragt mich doch einfach, denn es gäbe noch viel zu berichten.

Tschüß, *Helge Tietz*